

Leseproben aus dem Buch „Nachkriegs-Kinder“

Kindheit in Deutschland 1945-1950

Reihe Zeitgut Band 2

67 Erinnerungen von Zeitzeugen

448 Seiten, viele Abbildungen, Ortregister

Taschenbuch

ISBN 978-3-86614-111-7, Euro 11,90

[Erkrath, Rheinland; Mai 1945]

Die Kanonen von Erkrath

Helmut Beißel

Der 8. Mai 1945 brachte einem kleinen Jungen von noch nicht ganz sechs Jahren endlich einmal Bewegungsfreiheit. Während die Zeit davor geprägt war von Sirenengeheul, Flugzeuglärm, Bombenkrachen und Kanonenschüssen, kam nun eine Zeit, in der er sich draußen, im Freien, auf dem Feld und auch im Wald, mit vielen anderen Kindern und Jugendlichen austoben konnte.

Wie war das alles neu und interessant für ihn! Sogar Soldat konnte man spielen, schließlich lagen genug Handgranaten und Gewehre herum. Der kleine Kerl lernte schnell von den Älteren: Von der Handgranate den gefährlichen Kopf abdrehen, an der Schnur im Stiel ziehen und so eine (kleine) Explosion auslösen. Man konnte die herumliegenden Gewehre (der Junge lernte deren Bezeichnung 98K kennen) aufeinander anlegen, „bumbum“ schreien und theatralisch umsinken.

In einem Umkreis von mehreren Kilometern kannten die Kinder von Erkrath jede Waffe – jede Handgranate, jede FLAK-Granate, jedes Gewehr, jeden Bomben-Blindgänger. Kurzum, die Kinder waren in die Lage versetzt, das, worunter sie mehrere Jahre in Bunkern und Kellern gelitten hatten, nunmehr selbst zu spielen.

Sehr bald hatten die Kinder zwei Flugzeug-Abwehr-Kanonen (der Junge lernte, daß man diese FLAK nannte) entdeckt. Deren Geschützrohre waren zwar bei Kriegsende gesprengt worden, die Soldaten waren aber nicht mehr dazu gekommen, die letzten 15-cm-Granaten zu entfernen.

Wen wundert es da, daß das Lieblingsspiel der Kinder bei solchem Angebot „Kriegsspielen“ wurde?

Und so geschah es an einem Tag im Mai 1945, als sich die Kinder und Jugendlichen an der FLAK hinter dem Nordbahnhof zum „Kriegsspielen“ verabredet hatten.

Der Junge wollte gerade im gestreckten Galopp die Nordstraße hochrennen, als er eben noch den Ruf seiner Mutter aus dem Garten vernahm: „Wo willst du denn hin?“

Nun, ehrlich wie der Junge war, antwortete er: „Krieg spielen hinter dem Nordbahnhof.“ Doch die wenig begeisterte Mutter ordnete an, ihr bei der Gartenarbeit zu helfen. Wütend und unwillig ging der Junge an die Arbeit.

Etwa eine Stunde später zuckten in den umliegenden Gärten alle zusammen. Ein furchtbarer Krach erfüllte die Luft, eine Explosion, wie sie jedem noch von den Bombenabwürfen in Erinnerung war. Hinter dem Nordbahnhof stieg eine riesige Rauchwolke hoch, und blitzende Teile wirbelten durch die Luft. Alle hatten Angst. Wir erfuhren dann sehr bald, daß die Krieg spielenden Kinder und Jugendlichen mit

einem Stein in einer der Flugzeug-Abwehr-Kanonen eine Granate gezündet hatten. Für sieben von ihnen, im Alter von sieben bis 14 Jahren, bedeutete das den Tod.

[Berchtesgaden, Bayern; 1946–1950]

Mutters Bücherei

Peter Grell

Der Winter 1945/46 war unendlich dunkel und langsam vergangen. Wir lebten noch. Regelmäßige Besuche beim Juden hatten ein paar Lebensmittel ins Haus gebracht. Unsere Schätze schrumpften immer mehr zusammen. Großvaters Kisteninhalt, vom ehemaligen Ortsgruppenleiter als deutsches Kulturgut bezeichnet, wurde in Lebensmittel umgetauscht. Meißner Porzellan, gebrannt und hergestellt 1754, konnte unter Umständen einen Laib Brot abgeben. Brot stillt den Hunger, Porzellan nicht.

Palmsonntag 1946 wurde mein Bruder Eberhard konfirmiert. Es wurde ein wunderbares Fest. Großvater trug einen Frack, der mit allen Orden, die er je erhalten hatte, geschmückt war. Großmutter und Mutter hatten herrliche lange Kleider angezogen. Eberhard war zu beneiden in seinem schicken schwarzen Anzug, den er geschneidert bekam.

Nach der Kirche wurde im Wohnzimmer eine große Tafel gedeckt. Es war das letzte Mal, daß ein Teil des Porzellans zur Geltung kam. Silbernes Besteck wurde aufgelegt, und an jedem Platz standen geschliffene Pokale. Das Essen dagegen war für heutige Begriffe spartanisch – Schweinebraten und Kartoffeln. Großvater hatte auch eine Flasche Wein organisiert. Das Essen war feierlicher als das Abendmahl. Jeder bekam ein Stückchen Fleisch und ein paar Kartoffeln. In der Sauciere war von Großmutter eine Soße serviert worden, von der ich begeistert war. Andächtig und voller Genuß ließ sich jeder sein Essen auf der Zunge zergehen.

Eberhard bekam viele Geschenke, alles unsinnige Dinge, die irgendwo aufgetrieben worden waren, mit zwei Ausnahmen: die Traubibel der Urgroßeltern und einen Siegelring mit dem Wappen der Familie. Ich wußte, daß der Ring Vater gehört. Er hatte ihn nicht mit ins Feld genommen.

Wie kann man etwas verschenken, was einem nicht gehört?

Großmutter erklärte es mir. Vater hatte bestimmt, daß dieser Ring seinem ältesten Sohn zur Konfirmation geschenkt werden sollte. Die Erklärung war einleuchtend, sowohl Eberhard als auch ich glaubten fest daran, daß Vater nicht tot sei, sondern lebte. Er konnte aus bekannten Gründen eben nur nicht an Eberhards Festtag teilnehmen. Sicher würde er aber heute ganz intensiv an uns, und besonders an Eberhard, denken.

Mutter bekam bis Mai 1945 für den an der Front stehenden Ehemann eine Art Rente. Seit dem Umsturz hatten weder Großvater Pension noch Mutter Rente erhalten. Großvater war zwar entnazifiziert, doch er bekam nichts und Mutter sowieso nichts. Bisher lebten wir vom Ersparten, wenn man so etwas leben nennen konnte. Die Reichsmark war nichts wert, lediglich die laufenden Kosten wie Miete, Wasser und Strom konnte man damit bezahlen. Lebensmittel gab es trotz Marken kaum dafür.

Mutter sagte sich wohl, daß es so nicht weitergehen könne, und sie entschloß sich, ein Geschäft zu eröffnen. Hierfür brauchte sie aus mehreren Gründen ein paar Wochen Vorlauf. Wie Mutter auf den Gedanken kam, eine Bücherei aufzumachen, weiß ich nicht. Sie hatte zwar eine sogenannte Höhere-Töchter-Schule erfolgreich besucht, aber mehr

auch nicht. Einen Beruf, auf den sie ihren Entschluß gründen konnte, hatte sie jedenfalls nicht erlernt. Großvater hätte das wohl auch nie zugelassen. Andererseits hatte sie von jeher sehr viel gelesen – nicht gerade „Die Gartenlaube“ oder Courths-Mahler – und sich ein erstaunliches Allgemeinwissen angeeignet.

Sie zog jetzt von einem Bekannten zum anderen, wir hatten in Berchtesgaden sicher eine ganze Menge, und erhamsterte sich Bücher, Bücher aller Schattierungen, vom Fachbuch über Schmetterlinge bis zu Goethe. Zu Hause wurde eine Ecke ausgesucht und der Schatz dort gelagert. Täglich wurde der Haufen größer. Mutter machte das peinlich genau: Jedes Buch wurde registriert, eingeteilt, gestempelt und dann erst weggelegt.

Unterdessen hatte Mutter den Kiosk der Berchtesgadener Taxifahrer gemietet. Die Taxifahrer, die weder Benzin noch Autos besaßen und wohl auch kaum Kunden gefunden hätten, waren froh, die Bude vermieten zu können. Es handelte sich um einen einseitigen Unterstand für Fahrgäste, zirka sieben Meter lang und zwei Meter tief. An der einen Seite befand sich der zwei mal zwei Meter große Kiosk, dessen Tür einen Schalter hatte. Mutter baute ein wenig um. Auf der einen Seite, zur Straße hin, ließ sie ein Fenster einbauen, und an die restlichen zwei Wände stellte sie Holzregale. So weit, so gut, aber eine Erlaubnis zur Eröffnung erhielt sie von den Berchtesgadenern nicht. Ein Preuße wollte hier ein Geschäft eröffnen – unmöglich!

Nun, so unmöglich war es denn doch nicht. Mutter verstand es prima, mit der amerikanischen Kommandantur umzugehen, die den Unterschied zwischen Preußen und Bayern nicht so genau kannte. So bekam sie die Genehmigung in falscher Reihenfolge, erst von den „Amis“, dann von den Bayern. Was blieb denen dann auch anderes übrig?

Jetzt konnte es ernst werden. Die Bücher waren eingeräumt, vielleicht so an die 500 Stück, mehr waren es nicht.

Und dann kam der große Tag. Auf einem Pappdeckel wurde in Mutters, damals noch gut lesbarer Schrift, kundgetan, daß am soundsovielten um 15 Uhr die „Neuzeitliche Leihbücherei“ eröffnet werden würde. Zu Hause gab es nur noch ein Thema: die Bücherei.

Als es so weit war, bekam Mutter wohl Angst vor der eigenen Courage. Ich durfte jedenfalls nicht mit. Eberhard und Mutter zogen los, Eberhard von Großvater eine ausgediente Zigarrenkiste mit Wechselgeld unterm Arm. Beide befürchteten, daß die Einheimischen vor der Bude stehen und jeden verprügeln würden, der zu nahe käme.

Was die beiden nicht wußten war, daß ich ihnen in gebührendem Abstand folgte, um zu sehen, wie die Sache laufen würde. Die Bude, sprich Bücherei, lag neben dem Café Rottenhöfer, schräg gegenüber den „Vierjahreszeiten“. Die Straße macht dort einen leichten Linksbogen, so daß man die Bude erst kurz vorher sehen konnte. Mutter und Eberhard wurden immer langsamer. Kurz vor der Biegung der Straße blieben sie schließlich für einen Moment stehen, ich auch. Dann gingen sie, Mutter mit festem Schritt voraus, auf ihr Ziel zu.

Ich lief etwas schneller, um den Abstand zu verringern und um die Prügelei auch von Anfang an mitzubekommen. Als ich um die Ecke bog, erstarrte ich. Was ich sah, konnte ich nicht glauben: Vor der Bude standen die Menschen in einer langen Schlange, fein säuberlich und gesittet. Ganz vorn schloß Mutter gerade die Tür auf, Eberhard mit Zigarrenschachtel neben ihr. Ein paar Minuten sah ich mir den friedlichen Laden an. Die Leute gingen weg mit Büchern unterm Arm, also nichts Gefährliches. Ich sauste nach Hause, um die Großeltern zu informieren, daß alles prima gelaufen sei.

Und dann, am Abend, kamen sie. Mutter und Eberhard waren überglücklich. Eberhard kippte die Zigarrenschachtel um und zählte das Geld. Es stellte sich eine Einnahme von 100 Mark heraus, da waren also bei einem Durchschnittspreis von 50 Pfennigen je Buch 200 Bücher weggegangen!

Mutter wurde unruhig: „Das habe ich mir doch gedacht!“ Mit Eberhards Fahrrad sauste

sie los, wieder von einem Bekannten zum anderen, um Nachschub zu besorgen. Nun, es reichte für den nächsten Tag.

Die Menschen waren wie trockene Schwämme. Sie waren nicht nur auf Essen hungrig. Der Geist hatte zwölf Jahre lang nur Primitivkost bekommen, und jetzt las man alles, nur um zu lesen. Sogar Lexika wurden verliehen, nicht um etwas Bestimmtes nachzuschlagen, sondern um zu lesen. Beliebt war natürlich die ehemals verbotene Literatur.

Ein paar Jahre später habe ich die Naziliteratur interessehalber nachgelesen: „Mein Kampf“, „Volk ohne Raum“, „An die Dunkelmänner des 20. Jahrhunderts“, „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ und andere, desweiteren Ausgaben des „Stürmers“ und des „Völkischen Beobachters“, schließlich die Fleißaufgabe „Deutschland im Kampf“. Dieser Kampf geht allerdings nur bis 1944, den Rest haben sich die Jungen gespart. Als ich dieses Zeug gelesen hatte, konnte ich verstehen, wie der Lesehunger entstanden war, und warum die Leute damals alles lasen, was ihnen angeboten wurde. Mutter hatte sich gut überlegt, was sie tat, und damit voll ins Schwarze getroffen. In den Jahren bis 1948 wurde die Bücherei viermal umgebaut, das heißt, jedesmal vergrößert. Zum Schluß war es ein fünf mal acht Meter großer Raum, voll unterkellert. Die Bücherei ernährte uns zwar nicht, brachte aber einiges Geld. Mutter versuchte, mit dem Überschuß, den sie erwirtschaftete, zunächst die Bücherei auszubauen, was sie auch ausgiebig tat. Desweiteren versuchte sie, Lebensmittel zu kaufen, was weniger gelang, um nicht zu sagen, gar nicht. Wer weiß, vielleicht hätte sie Aktien und Land kaufen sollen? Letzteres wurde ihr ganz in der Nähe angeboten. Es waren zirka 1000 Quadratmeter, für eine Mark und 50 Pfennige pro Quadratmeter hätte sie Land kaufen können.

Die Bücherei blühte jedenfalls, Mutter hatte sogar Schwierigkeiten, Nachschub an Büchern zu bekommen. Das Risiko des Ausleihens stellte sich als sehr gering heraus. Die Leute waren damals erfreulicherweise ehrlich. Kaum einer, der sein Buch nicht zurückbrachte oder falsche Personalien angab. Das war wirklich die Ausnahme. Großmutter half rege in der Bücherei mit. Sie kannte ziemlich viele Bücher und konnte Mutter somit schon mal vertreten. Großvater war stolz auf seine Tochter, die sich so durchgesetzt hatte.

Mutters Bücherei war jedenfalls innerhalb weniger Wochen in Berchtesgaden zu einem Begriff geworden. Zu erwähnen wäre vielleicht noch, daß die meisten von Mutters Kunden „Flüchtlinge“ waren. Die Einheimischen waren bei weitem nicht so begeisterte Leseratten, wenn sie auch im Laufe der Zeit immer regelmäßiger und öfter kamen. In jener Zeit konnte man in einer Bücherei den Bildungsstand der Bevölkerung gut verfolgen.

In Mutters Bücherei habe ich damals viel gelernt, zunächst als Achtjähriger. Was ich als erstes lernte, war wichtig für mein ganzes Leben: „Der Kunde hat immer recht.“ Ich, in unserem Fall Mutter, will dem Kunden etwas verkaufen, nicht er mir. Der Kunde war bei uns immer König, und so mußte er auch behandelt werden. Erst mal kontaktieren und sondieren, die meisten fallen in eine Schablone. Diese Kunden konnte man mit wenig Aufwand bedienen: Sie wollten Krimis, Frauenromane oder Belletristik. Sie fühlten sich bestätigt, und bei uns klingelte das Geld in der Kasse.

Aber es kamen auch die schwierigeren Kunden.

Ich beobachtete Mutter oft dabei und lernte in den zehn Jahren bei ihr viel in Bezug auf Menschenkenntnis und Gesprächsführung. „Sie meinen, Kafka ist zu demoralisierend? Was halten Sie von Borchert?“

„Nein, Sie haben recht, keine Unterhaltungslektüre, aber äußerst interessant!“

Später habe ich diesen Schmu auch erzählt. Mutter hatte mir den Trick beigebracht. Sie las überhaupt kein Buch mehr, sondern nur noch die sogenannten „Waschzettel“. Somit wußte sie, welchen Inhalt das Buch hatte und konnte es empfehlen. Mich wies sie so ein:

„Schau dir an, was der Kunde vorher gelesen hat, frage ein bißchen nach und du weißt, wes Geistes Kind er ist.“ Damit hatte man das Terrain sondiert und konnte den Kunden einordnen.

Vorsicht war jedoch geboten, wenn es darum ging, Kundenempfehlungen weiterzugeben. Mutter hatte es mir strikt verboten, als ich später bei ihr beschäftigt war.

Einmal habe ich es ausprobiert – und bin ganz gewaltig reingefallen.

„Sie hatten mir dieses Buch empfohlen, weil Herr X Ihnen gegenüber geäußert hatte, es wäre lesenswert. Es war eine Zumutung!“

Meine kaufmännische Gabe ließ mich im Stich.

„Selbstverständlich bekommen Sie kostenlos ein neues Buch.“ Diesmal machte ich mir mehr Mühe, den „Bismarckfan“, wie ich ihn schon getauft hatte, zu befriedigen. Und siehe da, als er das nächste Mal wiederkam, verlangte er nach meiner Bedienung. Mutter erzählte es mir später, weil ich ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt in der Schule war.

Aber wo bin ich hingeraten?

Sicher, Mutters Bücherei spielte für mein weiteres Leben eine große Rolle, aber wir schreiben das Jahr 1946 und nicht 1955.

Beinahe hätte ich Herrn Schillmeyer vergessen, ein stiller, netter Mann, Diplombibliothekar, der eines Tages zu Mutter in die Bücherei kam. Er suchte Arbeit, fand aber keine, da er eine sehr niedrige Parteiennummer hatte. Mutter stellte ihn ein. Zwar hatte er einen verschrobenen Geschmack, aber gelernt habe ich doch sehr viel von ihm. Schilli, wie er nur noch bei uns hieß, machte aus der Bücherei erst eine richtige. Mutter war schon clever, aber Schilli war noch eine Nummer besser. Mutter hatte jedenfalls mit Herrn Schillmeyer eine guten Fang gemacht. Die Bücherei blühte auf, Mutter und Schilli hatten die Sache voll im Griff.

Manchmal wollten sich andere an Mutters Erfolg anhängen, so zum Beispiel ein Graf. Unfähig, selbst etwas auf die Beine zu stellen, fragte er an, ob er in Mutters Bücherei seine Briefmarken verkaufen könne. Nachdem Großvater mit dem Worten: „Du kannst den Grafen doch nicht vor die Tür setzen!“ nachgeholfen hatte, stimmte Mutter zu. Schillmeyer war außer sich. „Was soll der Trottel hier?“

Nun, die Chefin hatte zugestimmt, der Graf saß in der Bücherei und versuchte, seine Briefmarken zu verkaufen. Ich sehe ihn noch im Winter 46/47 mit gestrickten, fingerlosen Handschuhen in der Ecke sitzen und mit seinen Spinnenfingern seine Marken sortieren. Kunden hatte er keine. Eigentlich konnte er einem Leid tun. Das Gastspiel dauerte auch nur sechs Monate, dann gab er auf. Schillmeyer frohlockte. Der Graf zog sich ins Privatleben zurück. Da war er besser aufgehoben.

[Einbeck, Landkreis Northeim, Niedersachsen; 1949]

Nacktschnecken

Eva Goslar

Nach dem Krieg hatten die Erwachsenen mit sich und dem Aufbau einer neuen Existenz zu tun, so waren wir Kinder viel uns selbst überlassen. Wir entflohen der Enge der Wohnungen, wurden Freunde und lebten all das, was uns zu Hause an bunter Vielfalt fehlte, draußen in unseren Spielen und Träumen aus.

Die Sommertage waren wie warme, weich fließende Seide, auch dieser, an dem meine Geschichte beginnt. Wir saßen an unserem Lieblingsplatz unter der alten, schwarzbraunen Holzbrücke und spielten Raten. Wenn ein Fahrzeug über die ungehobelten, ausgefahrenen Bretter holperte, bebten Träger und Kreuzbalken, und wir brüllten in das dumpfe Gedröhne: „Volkswagen, Opel, Lloyd, Rübenwagen, Trecker, Fahrrad ...“

Einer krabbelte dann blitzschnell auf allen Vieren die Böschung hinauf und schrie uns das Ergebnis zu. Der Gewinner bekam eine Kaulquappe aus dem großen Gurkenglas, das Rübe zu diesem Zweck seiner Großmutter aus dem Einmachkeller stibitzt hatte. Aufgereiht im Gras standen fünf kleinere Gläser mit Schraubdeckeln, in die unsere Namen geritzt waren. Da hinein wurden die glitschigen, schwarzen Tierchen je nach Trefferquote umgesetzt.

Rübe hieß eigentlich Peter. Er hatte rote Haare und eine knubbelige Stupsnase, lustig mit Sommersprossen gesprenkelt. Da er sehr klein und wendig war, konnte er am schnellsten auf die Rübenwagen springen, unser liebstes Spiel im Herbst. Bevor der Bauer die Pferde anhalten und mit der Peitsche nach uns schlagen konnte, hatte der Wagenspringer genügend Rüben herabgeworfen, die wir blitzschnell in Sicherheit brachten. Zu Hause kochten die Mütter aus diesen, vermeintlich auf dem Acker nachgelesenen Rüben, herrlich süßen Sirup.

Von den Jungen mochte ich am liebsten Kalle, aber das war mein Geheimnis. Seine Haare waren wie gelbes Stroh, und alles an ihm war irgendwie zu dünn und zu lang. Er war älter als wir anderen, bald zwölf, und schon viel vernünftiger und klüger. Er versorgte seine kleinen Geschwister, während die Mutter in der Zuckerfabrik arbeitete.

Schnecke, eigentlich Jürgen, war der dritte der Jungen. Er war rundlich, gutmütig und ziemlich langsam. Seine Mutter arbeitete in einer Bäckerei. Manchmal brachte Schnecke alte Kuchenreste mit, Hefeschnecken, Amerikaner oder die Ränder vom Zuckerkuchen. Das waren Festtage für uns.

Heidrun saß in der zweiten Schulklasse neben mir in der Bank. Sie war meine allerbeste Freundin. Sie trug hübsche, feine Kleider, am Sonntag Lackschuhe, und besaß einen richtigen Mantel. Sie hatte als einzige von uns einen Vater. Ihre Mutter war den ganzen Tag zu Hause und machte alles gemütlich.

Auf meinem Schraubdeckel stand Punzel. Das kam von meinen langen, dicken Zöpfen. Sie erinnerten an Rapunzel aus dem Märchen. Ich mochte den Namen ebensowenig wie die Zöpfe, hätte gerne so einen schicken Bubikopf wie Heidrun gehabt.



Eva Goslar mit ihren ungeliebten Zöpfen

Sie störten beim Spielen, auch diesmal baumelten sie beim Kaulquappenfangen lästig vor meinem verschwitzten Gesicht. Ich nahm sie zusammen und steckte sie hinten in mein Hemd.

„Mach doch einen draus“, schlug Kalle vor, der mich beobachtet hatte.

„Kannst du flechten?“ fragte ich. Er schüttelte den Kopf.

„Ich kann flechten“, mischte sich Schnecke ein, „das mache ich immer bei meiner kleinen Schwester.“

Da setzte ich mich zu ihm hinüber und begann, einen Zopf zu lösen.

„Du hast ja Warzen an den Händen, und was für Bollermänner“, sagte Schnecke plötzlich laut in die sommerliche Nachmittagsstille hinein. Alle sahen zu mir herüber und ich spürte, wie mein Gesicht knallrot anlief. Wie ich mich schämte!

„Is doch nicht schlimm“, sagte Kalle betont lässig, „meine Tante hat auch welche, eine mitten auf der Nase.“

Die anderen lachten.

„Ich weiß, wie man sie wegwirgt, ist todsicher.“ Schnecke tat seine Indiskretion offensichtlich leid. „Du mußt Nacktschnecken drüberlaufen lassen, nachts um zwölf, bei Vollmond auf dem Friedhof.“

Ein Auto rumpelte über uns hinweg, wir beachtetten es nicht. Alle dachten an dasselbe, an den alten Friedhof auf der anderen Seite des Flusses.

„Heut nacht ist Vollmond“, Kalle ließ einen flachen Stein schräg über das Wasser flitzen, „traust du dich?“

Ich nickte.

„Woher weißt du überhaupt, daß es hilft?“ fragte Rübe an Schnecke gewandt.

„Mein Bruder hat es auch schon gemacht, er hatte ganz dicke am Knie, sie sind alle weg.“

Aus der Ferne klang das Abendläuten zu uns herüber, Zeit zum Aufbruch, wollte man keine Schelte riskieren. Ich hoffte inständig, die Eile würde irgendwelche weiteren Absprachen verhindern, war meine Angst doch größer als die Scham wegen der Warzen.

„Wir treffen uns um zehn vor zwölf am Eisentor vorm Friedhof. Schnecken findet ihr drüben am schwarzen Weg, ich bringe eine Taschenlampe mit.“ Kalles Anweisungen duldeten keinen Widerspruch, wollte man nicht als Feigling gelten.

„Wie siehst du wieder aus!“ empfing mich Großmutter, „wasch dir wenigstens die Hände vorm Abendessen, aber sei leise im Flur.“ Großmutter versorgte uns drei Kinder in der Woche, weil unsere Mutter in der Stadt Arbeit gefunden hatte. Wir wohnten bei einer Frau, die wir heimlich „die Hexe“ nannten. Wir waren als Flüchtlinge ihre Zwangseinweisung, was nicht gerade zu einem guten Verhältnis beitrug. Sie haßte Kinder. An diesem Abend gab es Milchsuppe. An sich mein Lieblingsessen. Aber heute...

„Du ißt ja gar nichts, Evchen, bist du krank?“ Besorgt schaute Großmutter zu mir hinüber. Ich schüttelte den Kopf und tauchte den Löffel hastig in die sämige Suppe. Dabei grübelte ich unablässig weiter, wie ich heute nacht am besten unbemerkt das Haus verlassen konnte.

Widerspruchslos und in ungewohnter Bravheit machte ich mich nach dem Abendessen zum Schlafengehen fertig. Als ich Großmutter beschäftigt wußte, schlich ich mich heimlich zu ihrer Schatulle und holte den kleinen Reisewecker heraus. Zurück im Zimmer, lag meine Schwester bereits lesend im Bett. Sie war mein einziges Problem. Sie war vier Jahre älter, unendlich vernünftig und petzte.

„Du, Inge, willst du meine große Glasmurmur haben? Ich schenke sie dir.“

„Was hast du denn wieder angestellt?“

„Nichts. Aber ich muß heute nacht mal weg. Kalles Hund bekommt ein Baby. Ich möchte so gern dabei zugucken. Oma würde es doch nicht erlauben.“

Ihr Buch mußte sehr spannend gewesen sein. „Mach, was du willst. Aber zertrampel nicht die Blumenbeete von der alten Hexe, wenn du aus dem Fenster springst.“ Sie blätterte die Seite um. „Deine Glasmurmeln kannst du dir übrigens in den Hintern stecken.“ Es klappte alles bestens.

Der Mond stand kugelförmig am Himmel, als ich die Friedhofspforte mit einer Blechdose voll schwarzer Nacktschnecken in der Hand erreichte. Schon von weitem sah ich Kalles schmale Gestalt, sein helles Haar leuchtete im fahlen Licht.

„Wo sind die anderen?“ keuchte ich und hatte Seitenstechen vom schnellen Laufen. „Weiß nicht, laß uns warten.“

Schweigend saßen wir eine Zeitlang mit dem Rücken an die Friedhofsmauer gekauert. Dann zog Kalle seine Deckeluhr aus der Tasche und ließ sie aufklappen. Ich wußte, sie war ein Andenken an seinen Vater.

„Gleich zwölf, wir müssen los, sonst war alles umsonst.“

Er half mir, über die hohe Mauer zu klettern, die rauhen Steine zerkratzten meine Beine. Der alte Friedhof war mit riesigen Bäumen dicht bewachsen. Das Mondlicht konnte sie kaum durchdringen.

Kalle knipste die Taschenlampe an. Der schmale Lichtkegel geisterte vor uns her. Die dunklen, grünbemoosten Grabsteine schienen dadurch, wie lebendig geworden, hin und her zu schwanken. Am liebsten wäre ich umgekehrt.

Da schlug es zwölfmal vom Kirchturm.

„Schnell, komm!“ Kalles Hand, die mich zog, war warm und fest. Wir setzten uns auf eine Bank.

„Zeig her“, sagte er, öffnete die Blechdose und setzte die Schnecken behutsam auf die von der Lampe beleuchteten Warzen.

Es war nicht schlimm. Sie waren kühl, feucht und völlig regungslos. Ich starrte auf die runden Schneckenleiber, bemüht, nicht um mich zu sehen. Das Rauschen der Blätter, ein unheimliches Sausen in der Luft und das flackernde Licht auf den Grabsteinen ließen mich zittern. Erst schlugen meine Knie aneinander, dann stieg das Zittern hoch in beide Arme, setzte sich fort in die ausgestreckten Hände, und die Schnecken fielen zur Erde.

„Hast du Angst?“

Ich spürte seine Wärme durch meine Strickjacke. Kalle hatte seine Arme um mich gelegt und wiegte mich beruhigend, bis das Zittern aufhörte.

Schweigend, uns an den Händen haltend, kehrten wir denselben Weg zurück. Vor unserem Haus gab mir Kalle einen hastigen, kaum spürbaren Kuß auf den Mund. Dann verschwand er im Dunkeln.

Es machte mir nichts aus, daß mich Großmutter im weißen Parchentnachthemd mit strengem Gesicht erwartete. Auch das Geschrei der Hexe am nächsten Morgen wegen der zertrampelten Blumenbeete unter dem Fenster störte mich nicht.

Keiner von uns Freunden sprach am nächsten Tag von Warzen, Nacktschnecken, Vollmond und Friedhöfen. Wir hatten uns ein neues Spiel ausgedacht, dazu mußten wir ein Floß bauen. Kalle war dabei immer dicht neben mir.

Das blieb so, bis wir zu Mutter in die Stadt zogen. Sie kaufte mir irgendwann eine Warzenlösung, denn das mit den Nacktschnecken hatte nichts bewirkt – jedenfalls nicht das, was es bewirken sollte.